



Leseprobe

Angelika Selina Braun

Taguari. Das Leben findet seinen Weg

Die wahre Geschichte des weißen Amazonas-Schamanen

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,00 €



Seiten: 432

Erscheinungstermin: 13. Juli 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Ein spannendes, inspirierendes Leseerlebnis, das uns tief in die mystische Seele der Natur blicken lässt und zugleich ein Wegweiser ist zu unseren eigenen verborgenen Kräften. Kolumbien 1915, tief im Dschungel Amazoniens: Nachdem der 14-jährige José tagelang durch den Regenwald geirrt ist, wird er von den Piapocos, einem indigenen Stamm, gerettet und aufgenommen. Noch ahnt José nicht, dass er inmitten dieser unberührten, geheimnisvollen Natur Dinge erleben wird, die er niemals für möglich gehalten hätte und die sein Leben von Grund auf verändern werden ...»Taguarí« erzählt die wahre, schier unglaubliche Geschichte von Don José Ariza, der im Regenwald Kolumbiens zum Heiler und Schamanen ausgebildet wurde und 2018 im Alter von 117 Jahren verstorben ist. Seine faszinierenden Erfahrungen eröffnen einzigartige Einblicke in eine jahrtausendealte schamanische Tradition und lassen uns erkennen: Mutter Erde stellt uns alles zur Verfügung, was wir benötigen, um gesund und glücklich zu leben. Alles Wissen liegt bereits in uns – und an der Seite Don José können wir es wiederentdecken.

Autor

Angelika Selina Braun

Angelika Selina Braun ist integrale Therapeutin, Yoga- und Meditationslehrerin und Bioenergietherapeutin und wohnt in Berlin. Die frühere Leistungssportlerin brachte ein Bandscheibenvorfall auf den Weg der Suche nach den wahren Ursachen von Krankheit und Heilung. Sieben Jahre verbrachte sie in Kolumbien, wo sie bei dem Schamanen Don José Ariza in die Schätze eines

Angelika Selina Braun

Taguarí

Das Leben findet
seinen Weg

Die wahre Geschichte des
weißen Amazonas-Schamanen

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich
auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

2. Auflage

Taschenbuchausgabe 08/2020

Copyright © 2013 by Smaragd Verlag e.K.,

Brückenstraße 25, 56269 Dierdorf

© dieser Ausgabe 2020 by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Alle Rechte sind vorbehalten. Printed in Germany.

Umschlaggestaltung: Guter Punkt, München

Umschlagmotive: © © Zamir Popat/GettyImages;

© Passakorn_14/GettyImages (Papagei)

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-70395-7

www.heyne.de

*Für meinen Sohn Jonas und alle Kinder dieser Welt.
Möge die Realität, in der ihr aufwachst,
euch nahrhaften Boden dafür geben,
zu wachsen und das Leben in all seinen Facetten zu feiern.*

Inhalt

<i>Widmung von Don José Ariza</i>	11
<i>Vorwort</i>	13
TEIL EINS	21
Zum Ursprung	23
Die Reise beginnt	32
Überleben	41
Der Stamm der Piapocos	51
Maisblüte	62
Momente der Heilung	78
Ein Fest der Freude	95
Mein Maestro	109
Lektionen in Hingabe	118
Zeit der Neuerung	134
Der Weg der Bewusstmachung	147
Wenn das Licht im Außen erlischt	159
Mein Kraftplatz	176
Verschiebungen	186
Die Sprache der Heilung	203

ICH BIN!	211
»Wind, komm her!«	224
Zum Ursprung	231
TEIL ZWEI	239
Die Viernasenschlange	241
Der Kolibri	260
Der Jaguar	283
Traumreisen	298
Acuarima	309
Yupary	334
Der Schatten	351
Der Verbündete	372
TAO, TAO, TAO	385
Vorbereitungen	399
Tod und Wiedergeburt	411
<i>Nachwort</i>	420
<i>Danksagung</i>	425
<i>Anmerkungen</i>	427
<i>Über die Autorin</i>	430

Widmung von Don José Ariza

Dies ist ein authentischer Auszug meiner bereits vor vielen Jahren gesammelten Erfahrungen, und ich freue mich sehr darüber, sie mit vielen Menschen unterschiedlicher Kulturen teilen zu können. Wir befinden uns derzeit in einem Moment der Evolution auf Erden, in dem die moderne Welt sich danach sehnt, mit dem alten Wissen wieder in Berührung zu kommen, denn eine neue Zeitepoche wartet darauf, geboren zu werden.

Wichtig ist mir an dieser Stelle, darauf hinzuweisen, dass die Geschichte meine eigene Wahrheit widerspiegelt, die ich mir im Laufe der Jahre selbst zu eigen gemacht habe. Selbstverständlich muss sie nicht zwangsläufig mit Ihrer Wahrheit übereinstimmen, verehrte Leserinnen und Leser, und es liegt mir fern, Sie von etwas überzeugen zu wollen, das sich für Sie nicht wahr und richtig anfühlt.

Ich möchte Sie aber gern dazu einladen, dieses Buch mit Ihrem Herzen zu lesen und nicht mit Ihrem Verstand. Nur so geben Sie sich die Chance, neue Samenkörner in sich aufzunehmen, oder, besser: alte, schlafende Samen in sich wieder zum Leben zu erwecken, aus denen dann kraftvolle Bäume wachsen können, die ihre eigene, leibhaftige Wahrheit aufzeigen.

Hierzu ist es wichtig und notwendig, dass Sie selbst aktiv werden. Gehen Sie in die Natur, verbinden Sie sich und

probieren Sie das aus, was Sie in meiner Geschichte angesprochen hat. Denn nur durch die persönliche Erfahrung können sich eigene, neue Wahrheiten formen, die dann die Kraft haben, Ihre Realität zu verändern.

Es ist ein kurviger und äußerst holpriger Weg, der niemals wirklich enden wird. Aber es lohnt sich definitiv, ihn zu beschreiten, denn man wird in hohem Maße dafür belohnt. Es ist der Weg zurück zur ursprünglichen Natur – zu dem spirituellen Wesen, das wir ALLE sind. Der Weg unserer bewussten Rückverbindung mit dem Schöpfer allen Seins, Vater, Mutter, Großer Geist. Es ist der Weg des Kriegers, der sich nicht mehr mit Halbwahrheiten zufrieden geben, sondern alles wissen möchte, was es auf dieser Welt zu entdecken gibt. Es ist der Weg zurück nach Hause, auf dem wir uns erinnern werden, warum wir hier sind.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen, Üben und Erinnern.

Mit Hochachtung,
Taguarí

Vorwort

Medellín, Kolumbien. Im März 2010:

Es war an einem Samstag, als ich Don José zum ersten Mal traf. Der Himmel leuchtete in seinem prächtigsten Blau und versprühte mit dem Licht der Nachmittagssonne seine ganz besondere Note auf das satte Grün der Pflanzen, die sich im Wind hin und her bewegten. Es war einer dieser Nachmittage, an denen sich ein vollkommen friedvolles, beinahe feierliches Bild der kolumbianischen Welt zeigte: Die Natur schien mit ihrer vielfältigen und farbenprächtigen Kraft die Menschheit in paradiesischem Rahmen zu umarmen.

Und da kam er auch schon: Don José, der 108-jährige Schamane: mit einem breiten, strahlenden Lächeln auf den Lippen und von oben bis unten in Weiß gekleidet. Er trug eine lange, mit schwarzen Turmalinen bestückte Kette, die ihm fast bis zum Bauchnabel reichte. Ich hatte schon viel über ihn gehört und war nun gespannt bis in die Haarspitzen, diesen besonderen Menschen persönlich kennenzulernen.

Eine gemeinsame Freundin hatte uns zusammengeführt. »Es gibt nicht viele Menschen auf der Welt, die über ein so breit gefächertes, profundes Wissen im Bereich der Magie und des Schamanismus verfügen«, so hatte sie Don José beschrieben.

»Er ist ein sehr machtvoller Mann, der die großen Gesetze der Natur und des Lebens durchschaut hat und sie anzuwenden weiß«, fuhr sie in meiner Erinnerung fort. »An die dreißig

Jahre hat er bei verschiedenen indigenen Stämmen Kolumbiens gelebt, im Urwald des Amazonas und in der Sierra Nevada. In dieser Zeit wurde er von mehreren einflussreichen Schamanen ausgebildet. Seine erste Einweihung, die seinen Lebensweg wohl am markantesten gezeichnet hat, erhielt er in den Zwanzigerjahren bei dem Volk der Piapocos, die am Rande des Rio Inírida im nordöstlichen Amazonas lebten und seit 1970 nicht mehr in unserer Welt existieren. Es heißt, der Schamane habe sein Volk mit in eine andere Dimension genommen, da ihre Mission auf der Erde abgeschlossen gewesen sei.

Don José selbst ist kein Indígena, also kein Angehöriger eines Naturvolkes, sondern ein Weißer. Und das ist in Kolumbien etwas sehr Ungewöhnliches, denn eigentlich stammen alle Schamanen von indigenen Naturvölkern ab, die ihr Wissen von Generation zu Generation weiterreichen. Aber das macht gerade das Besondere dieses Mannes aus: Er kennt beide Welten und ist deshalb in der Lage, über den Tellerrand hinauszublicken und kulturübergreifend zu denken.«

Nach einem recht förmlichen Handschlag nahmen wir beide Platz. Ich musterte mein Gegenüber neugierig von oben bis unten. Besonders kolumbianisch wirkte er nicht gerade. Seinem Anblick nach zu urteilen, könnte er glatt als Deutscher durchgehen. Auffällig war sein Bauch, der sich mir eindrucksvoll entgegenwölbte. »Obelix!«, schoss es mir durch den Kopf. »Er sieht ein bisschen aus wie Obelix.« Ich musste unwillkürlich schmunzeln.

Mein Blick fiel auf seine breiten Schultern und wanderte dann über seinen stämmigen Hals und zwei enorm starke, kräftig wirkende Arme. Seine Hände erinnerten mich aus irgendeinem Grund an den gelben Gabelstapler meines Sohnes Jonas. Es waren gewaltige, auffallend breite Hände.

Er musterte mich ebenfalls, und zwar mit einem Blick, der mich zu röntgen schien. Ein kurzes Funkeln blitzte mir aus seinen Augen entgegen, das mich ansprach, etwas in mir zu öffnen schien und mich im selben Moment an den Schalk und die Lebensfreude eines kleinen Jungen erinnerte. Gleichzeitig lag darin der Ausdruck eines Menschen, der sehr viel wusste und einiges gesehen hatte in seinem Leben.

»Er ist nirgendwo richtig zu Hause«, hörte ich die Stimme meiner Freundin in meiner Erinnerung fortfahren. »Er hat in der Welt der Magie so viele Feinde, dass er es sich nicht leisten kann, länger als drei Tage hintereinander an einem Ort zu bleiben.«

»Wie kann solch ein Mensch bloß Feinde haben?«, konnte ich mich nur wundern. Und das ständige Herumziehen im Alter von 108 Jahren! »Obwohl man ihm sein Alter nur schwer abnimmt«, überlegte ich etwas argwöhnisch. »Ob er mir wohl seinen Ausweis zeigt, wenn ich ihn darum bitte?«

»Ich weiß, dass ich nicht noch einmal in diese Welt zurückkommen werde«, riss mich Don José aus meinen Gedanken. Er schien kein Freund der in Kolumbien üblichen Floskeln zu sein, mit denen man Gespräche sonst immer einleitet: »Como estás? – Wie geht's?«, »Qué más? – Und sonst?«, »Qué has hecho? – Was hast du so gemacht?«

Dieser Kolumbianer schien damit keinerlei Zeit vergeuden zu wollen: »Wissen zu haben bedeutet gleichzeitig auch eine große Last zu tragen«, sagte er und rieb sich mit der linken Hand die Stirn. »Ich bin ein wenig müde und möchte mich manchmal einfach nur ausruhen – obwohl ich natürlich gleichzeitig das Leben aus ganzem Herzen liebe ... «

Bei diesen Worten konnte ich wieder das Funkeln in seinen

Augen wahrnehmen, und sein Gesicht verzog sich zu einem überaus angenehmen und warmen Lächeln.

Don José galt als äußerst bescheidener Mann, der niemals das Geld zum Ziel seiner Arbeit werden ließ. Er behandelte oft mehrere Tage und Nächte lang Menschen, die mittellos waren und ihm lediglich einige Kartoffeln, Früchte oder Kaffeebohnen als Gegenleistung mitbrachten.

»Um gleich auf den Punkt zu kommen: Ich bin auf der Suche nach einem Menschen, bei dem ich mein Wissen hinterlassen kann. Ich möchte nicht gehen, bevor ich es in guten und vertrauenswürdigen Händen weiß, bei jemandem, der gewillt ist, den von mir eingeschlagenen Pfad fortzusetzen. Erst wenn dies zu meiner vollkommenen Zufriedenheit geschehen ist, werde ich mich dorthin begeben, wo ich wieder leicht und frei sein kann«, sagte er und rieb sich die Augen, die plötzlich sehr müde aussahen.

Im weiteren Verlauf dieses ersten Gesprächs erfuhr ich, dass Don José bis zum heutigen Tage insgesamt fünf Schüler ausgebildet hatte, von denen inzwischen keiner mehr in Kolumbien lebte.

»Sie sind jetzt allesamt sehr erfolgreiche Menschen, die ihr spirituelles Wissen dafür genutzt haben, eine gute Ausbildung zu absolvieren und daraufhin viel Geld zu verdienen. Jedem von ihnen ist es gelungen, eine sozial anerkannte Position einzunehmen, und ich freue mich sehr für sie«, erzählte Don José etwas nachdenklich, und seine Stirnfalten vertieften sich merklich.

»Als sie meinen Lebensweg kreuzten und ich begann, sie zu unterrichten, gehörten sie zu den Ärmsten der Armen. Ein zwölfjähriges Mädchen, das sich prostituierte, war eine von ihnen. Heute lebt sie als erfolgreiche Wissenschaftlerin und

Künstlerin in Österreich. Und auch die anderen vier habe ich alle von der Straße aufgelesen. Es ist schön, dass sie nun in so viel Wohlstand und Sicherheit leben können.«

Ein liebevolles Lächeln umspielte seine Lippen, und mir wurde warm ums Herz. »Jedoch wünsche ich mir einen Nachfolger. Jemanden, der in meine Fußstapfen tritt und meinen Weg fortführt.« Es entstand eine Stille, die beinahe körperlich spürbar war.

»Als ich in der letzten Woche Yagé¹ getrunken habe«, fuhr Don José unvermittelt fort, »teilte mir die Pflanze mit, dass nun der Mensch erscheinen würde, der dies für mich realisieren wird. Die Pflanze erklärte mir weiter, dass dieser Mensch eine Ausländerin sei, die seit geraumer Zeit in unserem Land lebt. Ich weiß, dass Sie dieser Mensch sind, Frau Braun, und ich bin zutiefst dankbar, Sie heute endlich kennenlernen zu dürfen.«

Mein Herz setzte einen Schlag aus, und das gesamte Weltgeschehen schien für einen Moment innezuhalten: So groß waren meine Verwunderung und die unbändige Freude, die Don José's Worte in mir hervorgerufen hatten. Denn da sich weit und breit keine andere Ausländerin befand – und noch weniger eine Frau Braun –, konnte nur ich gemeint sein.

Aber das war doch totaler Wahnsinn! Sollte sich nun für mich die langersehnte Eingangstür in die Welt der Schamanen endlich öffnen? In Deutschland hatte ich mich seinerzeit zur Physiotherapeutin ausbilden lassen: ein Beruf, dem ich nie wirklich viel an Überzeugungskraft abgewinnen konnte, da mich ständig das Gefühl begleitete, nie zu der eigentlichen Ursache des Problems zu gelangen. Die daraus resultierende Suche ließ mich nie zur Ruhe kommen und führte mich letztlich bis hierher, nach Kolumbien. Es war mir ein Bedürfnis, Menschen zur wirklichen Heilung zu begleiten. Zur echten Heilung – und nicht nur zur

Verschiebung oder Unterdrückung ihrer Symptome. Zur Ganzwerdung, zu sich selbst, zurück zu ihrer wirklichen Essenz.

Der Schamane machte keine Umschweife: »Ich werde Ihnen alles erzählen, was ich weiß, und Sie werden Bücher darüber schreiben. Was halten Sie davon? ... Frau Braun?«

Von weit entfernt erreichte mich die Stimme Don Josés. Ich versuchte, mich wieder auf das Hier und Jetzt zu konzentrieren und spontanen Impulsen zu widerstehen, die von lautem Schreien bis hin zu wilden Umarmungen reichten. Die Welt um mich herum schien immer noch vollkommen stillzustehen.

Ich konnte mir beim besten Willen nichts Spannenderes vorstellen. Gleichzeitig meldete sich mein Verstand zu Wort. Geschenke von solchem Ausmaß an einem Samstag, der gewöhnlicher nicht hätte beginnen können, erweckten mein Misstrauen. Aber nur flüchtig. Zur selben Zeit vollführte mein Herz einen Freudentanz und gewann schließlich die Oberhand.

»Natürlich! Sicher! Das mache ich!«, hörte ich meine Stimme sagen, die noch etwas von ihrer gewohnten Stabilität vermisste. »Selbstverständlich werde ich das machen. Sehr gerne sogar!«

Und so kam es, dass ich von diesem Tag an viele Stunden damit verbrachte, den Erzählungen von Don José zu lauschen und zunächst dieses Buch, das Sie nun in Ihren Händen halten, niederzuschreiben. Es war kein leichtes Unterfangen, ein handliches Erstlingswerk über einen Mann zu verfassen, der so viel weiß und so viel zu erzählen hat über das Leben und über die Möglichkeiten, es aus dem Herzen heraus zu gestalten.

Es existieren stundenlange Tonbandaufnahmen von unseren Gesprächen. Ich habe mein Bestes getan, sie zu einer für den europäischen Leser gut verständlichen Einführung in das Leben Don Josés zusammenzufassen. Das Buch enthält eine

ganze Reihe praktischer Anleitungen sowie eine Liste von Medizinpflanzen, die im Anhang des Buches zu finden ist.

Ich weiß nicht, wie lange Don José noch unter uns weilen wird. Aber ich weiß, dass er durch dieses Buch eine Möglichkeit erhalten hat, sich auf seinen Tod, den »Übergang in die Dimension der absoluten Freiheit«, wie er ihn nennt, vorzubereiten. Dafür sind wir beide dem Leben, das uns zusammengeführt hat, in gleichem Maße grenzenlos dankbar.

Ich hoffe, dass dieses Buch Sie auf Ihrem Lebensweg bereichern und Ihnen ebenso viel Freude und Zuversicht schenken wird wie mir beim Schreiben. Es soll Sie begleiten auf dem Weg Ihres Herzens, auf dem Sie beginnen, sich an Ihre tiefe Verbundenheit mit Mutter Erde zu erinnern, um sich von ihrem grenzenlosen Potenzial an Liebe und Frieden bereichern zu lassen.

Es soll uns ebenfalls daran erinnern, dass Mutter Erde uns in jedem Moment unserer Existenz umsorgt und stets auf unserer Seite ist, um uns all das zu geben, was wir zum Glücklichen in diesem Leben benötigen. Alles Lebendige stellt eine Einheit dar; es ist an der Zeit, uns an diese wahre Natur der All-Einheit der Menschen zu erinnern und alles dafür zu tun, um unsere Beziehung zu unserer Großen Mutter zu heilen, die unsere Liebe und Hochachtung heute mehr braucht als je zuvor.

Ich bin davon überzeugt, dass dies der einzige Weg ist, in eine von Liebe, Frieden, Freude und Gemeinschaft geprägte Zukunft zu schreiten, die genug Platz und Ressourcen für alle haben wird. Beginnen wir gemeinsam damit, unserem Herzen und unserer Mutter Erde zu lauschen. Dann werden wir wissen, was zu tun ist.

*In tiefer Liebe und Verbundenheit,
Angelika Selina Braun*

TEIL EINS

Zum Ursprung

Geboren wurde ich am 19. März 1901 am Rande des kleinen Dorfes *El Valle de Jesus Maria*, das sich im Bundesland Santander, im Zentrum von Kolumbien, befindet. In meiner frühesten Kindheit war dies ein sehr kleines, bescheidenes Dorf, umgeben von einem stolz emporragenden Andenzug und viel Wasser, das sich durch Bergbäche seinen Weg hinab ins Tal suchte.

Es wohnten verhältnismäßig viele Menschen dort; vor allem Arbeiterfamilien, die sich ihren Unterhalt in der Landwirtschaft verdienten. Ich kam als fünftes und letztes Kind in meiner Familie zur Welt. Meine Eltern waren sehr arme, jedoch herzensgute Menschen, die in allem und jedem das Gute sehen konnten. Sie waren streng katholisch und lebten vom Anbau von Zuckerrohr, Maniok und Platano, der Kochbanane.

Unser Haus befand sich ein gutes Stück außerhalb des Dorfes. Zu Fuß ins Dorf war man gut zweieinhalb Stunden unterwegs. Wir besaßen viele Tiere, darunter Hunde, Katzen, Kühe, Pferde und Hühner. Ich liebte alle diese Tiere abgöttisch. Sie waren meine liebsten Spielgefährten, und ich verbrachte viele Stunden mit ihnen. Meine Geschwister waren alle sehr viel älter als ich: Meine jüngste Schwester war fünf Jahre vor mir zur Welt gekommen. Aus diesem Grund verbrachte ich nie viel Zeit mit ihnen und zog es meistens vor, mit unseren Tieren zusammen zu sein.

Im Alter von ungefähr drei Jahren traf ich eines schönen Tages einen Kobold im Wald. Es war ein kleines, sehr sympa-

thisches Wesen, das geradewegs auf mich zukam und mich fragte, ob ich mit ihm spielen wollte. Es war ein kleiner Junge wie ich, mit einem lustigen Gesicht voller Sommersprossen, zwei strahlenden, lebensfrohen Augen und einem grünen Hut, den er stets auf seinen dunklen Haaren trug. Sehr schnell war er mir ans Herz gewachsen, und seit unserer ersten Begegnung hatte er mein vollstes Vertrauen.

Von diesem Tag an spielten wir täglich zusammen, kletterten auf Bäume, beobachteten die Tiere, tanzten und lachten viel. Es war der beste Freund, den ich während meiner Kindheit jemals hatte.

Mit den Jahren wurde ich immer größer und stärker; sowohl innerlich als auch äußerlich veränderte ich mich sehr. Mein Freund blieb jedoch immer unverändert mit demselben Hut, denselben Kleidungsstücken, demselben Haarschnitt und demselben jugenhaften Gesichtsausdruck – und mit der immer gleichen lausbübschen Verspieltheit.

Meinen Eltern erzählte ich natürlich eines Tages von meinem Freund, dem Kobold, aber sie schenkten meinen Worten nicht viel Beachtung. Meine Mutter lächelte mir nur jedes Mal belustigt zu und sagte: »Jaja, dein Freund! Geh und spiel mit deinem Freund!«

Schon sehr früh begann ich, mich nützlich zu machen und meine Familie bei den täglichen Arbeiten zu unterstützen. So half ich morgens bei Sonnenaufgang meinem Vater dabei, die vollen Eimer vom Wasserfall ins Haus zu tragen, sodass wir Trink- und Badewasser hatten. Später am Vormittag half ich ihm, Früchte einzuholen, und nachmittags ging ich meiner Mutter bei der Verarbeitung der Guajaven zur Hand. Diese wohlschmeckenden, zuckersüßen Früchte des Guajavabaums

verarbeiteten wir zu Bocadoillos, die auch heute noch zu den bekanntesten und beliebtesten Süßspeisen Kolumbiens zählen.

Eines Tages, ich war gerade fünf Jahre alt, geschah etwas sehr Eigenartiges: Der gewaltige dunkelbraune Stier unseres Nachbarn brach aus und stürmte wutentbrannt auf unser Grundstück. Unsere Nachbarn brachten sich schreiend in Sicherheit, und auch meine Familie rannte sofort in Richtung Haus. Sie riefen mir zu und gaben mir zu verstehen, dass ich sofort zu ihnen kommen sollte, doch aus irgendeinem Grund blieb ich wie angewurzelt stehen: Es war, als wären meine Füße fest mit der Erde verwachsen.

Die Zeit schien stillzustehen, und ich kann noch heute die Schreie meiner Eltern und Geschwister hören. Wie erstarrt stand ich da, atmete tief und ruhig, und mein Blick war konzentriert auf den Stier gerichtet, der sich mit rasender Geschwindigkeit auf mich zubewegte.

Ich entsinne mich des einzigen klaren Gedankens in diesem Moment: »Wenn ich ihm in die Augen schaue, tut er mir nichts.«

Und so war es auch: Der Stier verlangsamte plötzlich sein Tempo und kam nun gemächlichen Schrittes nahe an mich heran. Er blieb direkt vor mir stehen und schnaubte mir seinen warmen, säuerlichen Atem ins Gesicht. Wir blieben beide völlig ruhig voreinander stehen und schauten uns sehr lange in die Augen, bis der Stier sich langsam hinlegte. Er schnaubte noch einmal tief durch seine bebenden Nüstern und blieb dann einfach liegen, als wäre er das friedlichste Lämmchen auf Erden.

Meine Eltern kamen angerannt, und auch unsere Nachbarn näherten sich aufgeregt. Alle schauten mich vollkommen verständnislos an. Niemand konnte sich erklären, was da soeben passiert war.

Meine Eltern fielen fast gleichzeitig auf die Knie, um Gott, Jesus Christus und dem Heiligen Geist zu danken. Sie waren sicher, soeben Zeugen eines von Gott gewirkten Wunders geworden zu sein, das mich gerettet und vor dem Tod bewahrt hatte. Von meiner Mutter wurde ich heftig umarmt und abgeküsst; sie weinte vor lauter Dankbarkeit und unbändiger Freude darüber, dass ich unversehrt war.

Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, was geschehen war. Aber ich spürte schon in diesem jungen Alter, dass ich wohl mit einer besonderen Gabe gesegnet sein musste, die ich von diesem Tag an, hinter dem Rücken meiner Eltern, spielerisch an unseren Tieren erprobte.

Ich schaute zum Beispiel unseren Katzen tief in die Augen, bis sie kurz darauf ganz ruhig wurden und aufhörten, sich zu bewegen. Sie starrten mich einfach an und blieben wie zu Eis erstarrt stehen. Auch mit Menschen funktionierte das. Ich probierte es eines Tages an meiner Schwester aus. Erst viele Jahre später wurde mir klar, was ich da getan hatte: aus irgendeinem Grund besaß ich die angeborene Fähigkeit, Lebewesen zu hypnotisieren.

Als ich sechs Jahre alt war, schickten mich meine Eltern in unsere Dorfschule, wo ich lesen und schreiben lernen sollte. Aufgrund des langen Fußwegs zum nächsten Dorf musste ich von nun an um halb fünf Uhr morgens das Haus verlassen.

So wanderte ich täglich im Halbdunkel durch die Berge und Wälder bis zu meiner Schule, die um sieben Uhr morgens begann. Mein Mittagessen bekam ich immer von einigen netten Menschen aus dem Dorf, und um halb vier Uhr nachmittags machte ich mich wieder auf den Weg nach Hause,

wo ich gegen Anbruch der Dämmerung meistens erschöpft eintraf.

Glücklicherweise musste ich auf meinem langen dunklen Weg nie Angst haben, da mein Freund, der Kobold, mich stets begleitete. So war ich nie allein: Wir machten Tag für Tag unsere Späßchen und Spiele und unterhielten uns über alles Mögliche. Ich ging insgesamt drei Jahre lang auf diese Schule. Das war alles, was ich in meinem Leben an Bildung in einer öffentlichen Institution erhalten habe.

In einer Nacht, ich war ungefähr acht Jahre alt, wurde meinem Vater eine Stute gestohlen. Wutentbrannt zog mich mein Papa aus dem Haus und ging schimpfend mit mir in Richtung Dorf. Auch mein Freund begleitete uns; mittlerweile hatte ich mich daran gewöhnt, dass ihn außer mir niemand sehen oder hören konnte, und akzeptierte diesen Umstand ohne weitere Bedenken. Ich war froh, wenn er bei mir war, und erzählte ihm alles, was ich auf dem Herzen hatte. Von meinen Eltern erntete ich zu diesem Thema immer sonderbarere Blicke. Sie sagten aber nie etwas dazu und schienen sich damit abgefunden zu haben, dass ich einen »imaginären« Freund an meiner Seite hatte.

Ich erinnere mich daran, dass ich aber, trotz der Akzeptanz meiner Eltern, anfangs, das, was ich tat, als etwas Verbotenes anzusehen. Aus diesem Grund hörte ich schon sehr bald damit auf, irgendjemandem von meinem Freund oder meinen Hypnoseversuchen zu erzählen. Ich lernte, dass dies ein Teil der Welt war, der nur mir zu gehören schien.

Wir begleiteten also meinen Vater an diesem Samstagmorgen ins Dorf, wo wir einen sehr alten Freund der Familie besuchten, einen Seher. Dies war ein ganz besonderes Treffen

für mich, und es ist mir bis heute glasklar im Gedächtnis geblieben. Mich beeindruckte dieser Mann zutiefst, mit seinem durchdringenden Blick und seinen klugen Augen, die mich wissend und freundlich anschauten.

Mein Vater erzählte ihm, was geschehen war, und bat ihn um seine Hilfe, damit der Schuldige ausfindig gemacht werden konnte. Und tatsächlich: Er konnte uns weiterhelfen und gab meinem Vater eine genaue Beschreibung des Mannes, der uns die Stute gestohlen hatte.

»Er ist ein sehr armer Mann mit vier kleinen Kindern. Sei nicht zu hart zu ihm«, sagte der Seher am Ende des Gesprächs zu meinem Vater.

Ich weiß noch, wie ich mir die ganze Zeit, in der wir bei ihm saßen, den Kopf darüber zerbrach, ob es wohl möglich war, dass dieser Mann meinen Freund sehen konnte. Während des Besuchs hatte er den Kobold, der es sich auf dem Fensterbrett gemütlich gemacht hatte, mehrmals lange und unverwandt angeblickt. Das hatte noch kein Mensch zuvor getan.

Am Ende unseres Gesprächs gab der Seher meinem Vater die Hand und sagte: »Pass gut auf deinen Sohn auf. Er hat eine ganz besondere Gabe und wird einmal vielen, vielen Menschen helfen.«

So verlebte ich eine insgesamt glückliche, wohlbehütete und sorgenfreie Kindheit, bis sich eines Tages alles ändern sollte. Ich kam gerade von meinem langen Schulweg zurück in die Nähe meines Elternhauses und tollte unterwegs mit meinem kleinen grünen Freund auf einem verlassenen Grundstück herum. Wir kamen öfter hierher, um auf einem großen, schönen Baum herumzuklettern, der sich hier befand. Ich liebte diesen Baum abgöttisch und konnte stundenlang auf ihm herum-

turnen. Schon vor Monaten war die Familie, die hier gewohnt hatte, weggezogen, und das Haus stand leer.

Mein Freund und ich kletterten gerade im Wipfel unseres Baums herum, als wir plötzlich die Schreie einiger Frauen und daraufhin schrille Hilferufe hörten. Mein Freund kam schnell zu mir und gab mir in unserer Zeichensprache zu verstehen, dass ich ruhig auf diesem Ast sitzenbleiben und mich nicht bewegen sollte. Mein Magen zog sich schmerzhaft zusammen, meine Halsschlagader pochte wie verrückt, und ich fühlte mich, als wäre ich zu einer Säule erstarrt.

Ich kannte die Frauen nicht, die dort unten von drei Männern aus unserer Nachbarschaft auf das Grundstück gezerrt wurden. Die Männer hatten Messer in den Händen, die sie den Frauen gegen die Hälse drückten. Es war das Grausamste, was ich je in meinem Leben gesehen hatte: Die Frauen wurden vergewaltigt und dann auf bestialische Art und Weise vor unseren Augen ermordet. Mir drehte sich der Magen um, und ich fürchtete, vor lauter Abscheu und Entsetzen von meinem Baum zu fallen.

Mein Freund hielt die ganze Zeit über meine Hände und drückte sie fest. Trotzdem war mir in diesem Moment so schwindelig, dass ich schließlich kurz die Kontrolle über meinen Körper verlor und geräuschvoll ein Stück zur Seite rutschte. Die Männer hatten ihr Verbrechen gerade beendet und die Überreste der verstümmelten Frauenkörper in nahe gelegenen Büschen versteckt. Als sie das Geräusch meiner unbeholfenen Bewegung hörten, schauten sie erschrocken zu mir hoch und rannten dann weg.

Ich war der Ohnmacht nahe und so entsetzt, dass mehrere Minuten vergangen sein mussten, ehe ich es wagte, den Ast, den ich krampfhaft umklammert hielt, loszulassen. Mein ganzer

Körper schmerzte. Mit letzter Kraft schaffte ich es, am Baum hinunterzuklettern, und übergab mich neben seinem Stamm.

Die Nacht war inzwischen schon angebrochen, und die Luft roch nach Verbrechen und Angst. Ohne ein Wort mit meinem Freund zu sprechen, ging ich langsam auf das Haus meiner Eltern zu, die bereits voller Sorge auf mich warteten und zum Glück recht bald damit aufhörten, mich zu löchern, wo ich so spät noch gewesen sei.

Ich sprach mit niemandem ein Wort. Ich konnte es nicht! Plötzlich war ich unfähig, meinen Mund zu bewegen. Er war wie zu Stein erstarrt und unterlag nicht mehr meiner Gewalt. Ich hatte keine Kontrolle mehr über meinen Körper, konnte nur noch geradeaus starren, auf meine weiße Zimmerdecke. So lag ich die ganze Nacht wach.

Da ich dem Gespräch mit meinen Eltern am nächsten Morgen aus dem Weg gehen wollte, erhob sich mein Körper pünktlich um halb fünf, zog sich die Schuluniform an und verließ das Haus. Was an diesem Tag in der Schule passierte, weiß ich nicht mehr. Ich kann mich nur noch an den Heimweg erinnern, wie ich im Wald plötzlich von einem kleinen Wesen angesprochen wurde, das so aussah, als sei es ein Verwandter von meinem Freund, dem Kobold. Es wusste meinen Namen und sagte mir, dass ich heute einen anderen Weg zurück zum Haus meiner Familie gehen sollte. Aus irgendeinem Grund wusste ich, dass es wichtig war, auf dieses Wesen zu hören, und befolgte daher seine Anweisungen. Den Umweg von etwa einer halben Stunde ging ich im Stillen, ohne ein Wort mit meinem Freund und seinem »Onkel« zu wechseln, die den gesamten Weg über an meiner Seite waren.

Als ich die Haustür öffnete, wurde ich ohne Vorwarnung von der Seite gepackt und gewaltsam zu Boden gedrückt. Mein

Herz blieb fast stehen vor Schreck, und ich dachte nur: »Jetzt ist es aus mit mir«, als ich den Geruch und die Stimme meines Vaters erkannte:

»Vor zwei Stunden waren drei Männer hier, die sehr wütend waren. Mit Revolvern in der Hand haben sie mir gedroht und gefragt, wo du bist. Sie haben mir keinen Grund genannt und nur gesagt, dass sie dich finden und töten würden.« Mein Vater begann zu weinen und drückte mich fest an sich. »Gott sei Dank ist dir nichts geschehen!«

Ich hatte immer noch keine Kontrolle über meine Gesichtsmuskulatur und blieb stumm. »Du musst weg von hier!«, sagte mein Vater. »Sofort! Pack schnell ein paar Sachen ein und verabschiede dich von deiner Mutter, dann bringe ich dich fort. Beil dich!«

Die Reise beginnt

Mein Vater brachte mich zu einem Onkel von ihm, der in Bogotá, der Landeshauptstadt, wohnte. Es war eine Wanderung von mehreren Tagen, die wir zum Großteil schweigend Seite an Seite zurücklegten. Hin und wieder wurden wir von einem Pferdewagen ein Stück mitgenommen und konnten auf diese Weise etwas Energie und Zeit sparen.

So kamen wir nach etwas mehr als einer Woche in Bogotá an. Der Onkel hatte eine Frau und einen Sohn, und ich konnte vorübergehend bei ihnen unterkommen.

»Ich liebe dich, mein Sohn!«, hatte mein Vater mir beim Abschied noch zugeflüstert. Er hatte mich fest an sich gedrückt und dann alleine gelassen. Ich sollte ihn erst 25 Jahre später wiedersehen. Was er dem Onkel als Grund für meinen Aufenthalt nannte, weiß ich nicht; jedenfalls fragte mich nie irgendjemand danach.

Es begann ein hartes, langweiliges und trauriges Jahr, in dem ich mich sehr einsam fühlte. Ohne meine Familie und meinen Freund lebte ich unter fremden Menschen, die mich nur halbherzig in ihrem Kreis akzeptierten. Tagtäglich nahm mich der Onkel mit auf einen Bauernhof, der außerhalb von Bogotá im benachbarten Ort Chia lag. Dort half ich ihm bei seiner Arbeit auf den Maisfeldern. Ich arbeitete hart, kam abends immer vollkommen erschöpft nach Hause und ging sofort schlafen. Meinen elften Geburtstag feierte ich allein mit einer weißen Kerze.

Es verging fast ein ganzes Jahr, bis ich mich dazu entschloss,

Bogotá wieder zu verlassen. Ich fühlte mich alles andere als zu Hause bei meinem Onkel, und außerdem zog mich die Neugierde weg von dort.

Ich wollte wissen, und ich wollte lernen. Alles! Ich wusste, dass die Welt große Geheimnisse für mich bereithielt, die ich ausfindig machen musste. Meine Fähigkeit zur Hypnose war erst der Anfang, das konnte ich instinktiv spüren. Ich brannte förmlich auf neues Wissen, und nichts in der Großstadt Bogotá konnte mich von diesem Herzenswunsch abbringen.

Und so kam es, dass ich eines Tages bei der Arbeit auf dem Bauernhof in Chia einen Jungen in meinem Alter kennenlernte, der mit seinem Vater auf einem großen Pferdekarren bei uns vorbeikam, um eine Lieferung Blumen abzuholen, die nach Armenia gebracht werden sollte. Armenia war eine Stadt in der sogenannten Kaffezone Kolumbiens, welche seit eh und je den Ruf besaß, landesweites Zentrum der Hexerei und Magie zu sein. Sofort wurde ich hellhörig und richtete meine Aufmerksamkeit auf diesen Jungen.

Ich legte meine Arbeit beiseite und sah ihn an. Er hatte einen außergewöhnlichen Blick und musterte mich sehr genau mit seinen großen, kaffeebraunen Augen. In seinem Gesichtsausdruck lag etwas Einladendes, das mich Vertrauen zu ihm fassen ließ, um ohne Umschweife das zu fragen, was ich fragen musste: »Kann ich mitfahren?«

Und so kam es, dass ich an diesem sonnigen Tag, umgeben von Hunderten von gelben, weißen und rosafarbenen Blumen, auf der Tragfläche eines großen Pferdewagens Richtung Westen fuhr. Wir sagten niemandem Bescheid. Nicht meinem Onkel und auch nicht dem Vater dieses Jungen. Wortlos waren wir übereingekommen, dass es so das Beste sei.

Ich weiß noch, wie wir etwa auf der Hälfte der Strecke plötzlich anhielten und ich mich geschwind unter dem Blumenberg versteckte. Ich hörte Schritte, die sich vom Wagen entfernten, und kam zu dem Schluss, dass meine beiden Fahrer wohl eine kleine Pause machten. Nach einem kurzen Augenblick vernahm ich die Stimme des Jungen und wühlte mich ins Freie. Da stand er, mein neuer Freund, und grinste mich breit an: »Na? Alles klar?«

»Ja, alles bestens. Vielen Dank.«

»Hier, das ist für dich«, hörte ich ihn noch sagen, bevor sein Kopf wieder aus meinem Blickfeld verschwand. Er hatte mir eine Bananenstaude dagelassen. Etwas zu essen! Ich musste an meine Mutter denken und an den Rest meiner Familie. »*Sie werden sich bestimmt Sorgen machen, wenn mein Onkel ihnen erzählt, dass ich verschwunden bin*«, dachte ich. »*Meine arme Mama!*«

Die Pferde wieherten noch einmal abschließend, und ich war heilfroh, endlich von diesem Karren zu kommen, der alles andere als gemütlich war. Ich hörte noch, wie der Fahrer den Wagen verließ und über den Schotterweg in Richtung Haus lief. Kurz darauf kam mein Freund zu mir und wies mich an: »Los jetzt. Du musst verschwinden!«, woraufhin ich aufsprang und mich, so schnell es ging, aus dem Staub machte.

Die Nacht brach schon an, und so konnte ich mich unbenutzt in den nahegelegenen Büschen verstecken. Gerade noch rechtzeitig, bevor der Vater des Jungen zurückkam, um mit zwei weiteren Männern den Wagen zu entladen.

Ich saß in meinem Versteck, umschlang meine Knöchel mit beiden Armen und beobachtete die Männer bei ihrer Arbeit. Es roch nach Frieden an diesem Ort: nach Frieden und Reinheit. Mir gefiel dieser Fleck auf Anhieb.

Mein Herz blieb fast stehen, als mich plötzlich jemand von hinten an der rechten Schulter fasste.

»Nicht erschrecken, ich bin's!«, hörte ich dann aber zum Glück eine vertraute Stimme sagen und erkannte in der Dämmerung meinen treuen Reisegefährten.

»Weißt du eigentlich, wo du bleiben kannst?«, fragte er mich, und ich konnte als Antwort nur mit den Achseln zucken. Ich hatte nicht den leisesten Schimmer, was das Leben nun für mich vorgesehen hatte. Aber ich konnte die Gewissheit spüren, dass alles in Ordnung war und ich mir keine Sorgen zu machen brauchte.

Nach einer kurzen Pause hörte ich meinen Freund in der Dunkelheit zu mir sagen: »Ich kenne eine Frau, die etwa eine halbe Stunde von hier entfernt wohnt. Ihr Mann ist vor einigen Monaten gestorben, und sie lebt allein. Ich habe gehört, dass sie hin und wieder jemanden bei sich aufnimmt. Wenn du möchtest, bringe ich dich morgen früh zu ihr. Heute Nacht kannst du dort drüben in der Scheune schlafen.«

Am nächsten Morgen gingen wir also zu dieser Frau. Sie hieß Elvia und wohnte in einem abgeschiedenen kleinen Landhaus hoch oben auf einer Berghöhe. Es war eine ältere Frau um die sechzig, die mich mit etwas müden, aber durchaus freundlichen Augen ansah. »Du kannst bei mir wohnen, wenn du möchtest. Hier ist viel Platz. Und wir können gut einen Mann im Haus gebrauchen«, sagte sie und lächelte mich an.

Es wohnten noch zwei Mädchen bei Elvia, die auch von ihr aufgenommen worden waren und etwas älter waren als ich. Sie hatten ihre Eltern in einem der zurzeit stark eskalierenden Bandenkriege verloren und waren vor etwa drei Monaten bei der alten Frau untergekommen.

Irgendetwas Ungewöhnliches hatte dieses Haus an sich, das spürte ich sofort. Die Luft fühlte sich rein und leicht an, und das Licht schien eine andere und stärkere Qualität zu haben als üblich. Schon sehr bald wurde mir bewusst, dass Elvia besondere Fähigkeiten hatte und die beiden Mädchen sich bei ihr in Ausbildung befanden. Mir gegenüber wurde dieser Umstand nie erwähnt, aber bald schnappte ich bei einem alten Ehepaar auf, sie sei eine *Bruja Voladora*, eine frei fliegende Hexe.

Sogleich überzog mich eine Gänsehaut. Sollte ich nun wirklich im Hause einer *Bruja* angekommen sein, die mich in die Welt der Magie einführen würde? Mein Herz begann aufgeregt zu pochen, und ich überlegte voller Vorfreude, wie ich Elvia wohl dazu bringen könnte, auch mich zu unterrichten.

»Ich brauche eine Einnahmequelle«, dachte ich. Irgendein Geschäft, womit ich Geld verdienen konnte, denn ich würde Elvia etwas als Gegenleistung für ihren Unterricht bieten müssen. Ich setzte mich also am Wegesrand auf einen großen Stein und begann, die Menschen um mich herum zu beobachten. Was könnte ich tun? Womit würde sich etwas Geld verdienen lassen?

Die Leute, die ich sah, waren zum großen Teil Landarbeiter. Menschen, die auf nahe gelegenen Kaffeeplantagen arbeiteten. Kaffee war das Hauptanbauprodukt meines neuen Zuhauses, und mir wurde etwas unbehaglich zumute bei dem Gedanken, vielleicht wieder als Landarbeiter schufteten zu müssen. Nicht dass mir meine letzte Tätigkeit bei dem Onkel meines Vaters keinen Spaß gemacht hätte; allerdings war ich nun mal von Natur aus wissbegierig und stets darauf bedacht, Neues und Unbekanntes zu erforschen. So konnte ich mich schwerlich mit dem Gedanken anfreunden, diese allzu wohlbekannte Arbeit nochmals aufzunehmen.

Mein Blick fiel auf einen kleinen Jungen, ungefähr in mei-

nem Alter, der neben einem struppigen alten Esel herlief. Der Esel war mit allen möglichen Waren bepackt: mit großen Holzgefäßen, schweren Decken und Flaschen, die mit langen Schnüren auf dem Rücken des armen, völlig überladenen Tieres festgebunden waren. Mit einem lauten Krachen ließ sich dieses auch just in diesem Augenblick zur Seite fallen und gab seinem Herrn auf diese Weise nachdrücklich zu verstehen, dass es seinen Weg nicht fortzusetzen gedachte.

Ich sprang auf, um dem Jungen zu helfen, der fluchend und wild gestikulierend um den Esel herumtanzte, offensichtlich ohne irgendeine Idee, was nun zu tun sei. Ich half ihm, die Knoten der Schnüre zu entwirren, um den alten, müden Esel von seiner Last zu befreien. Diesen schien das alles wenig zu bekümmern; bald schloss er demonstrativ die Augen, wohl, um uns mitzuteilen, dass nun der Moment seiner Siesta angebrochen sei.

Mir gefiel die Situation; ja, sie erschien mir zunehmend so erheitend, dass ich aus tiefstem Herzen zu lachen begann. Das tut gut! Schon seit Monaten hatte ich nichts zu lachen gehabt. Zunächst musterte mich der Junge verwundert, fast entsetzt, doch schon bald sah auch er die komische Seite der Situation, und im nächsten Moment hielten wir uns gemeinsam die Bäuche.

In den folgenden Monaten wurden wir gute Freunde. Freunde und Arbeitskollegen, denn wir erarbeiteten gemeinsam ein System zur Bewässerung für einige Kaffeeplantagen in der Umgebung. Bald besaßen wir drei Esel – jüngere Esel wohlgemerkt – sowie einige selbstgebaute Seilbahnen, mit denen wir Wasser in Kanistern von nahegelegenen Flüssen zu den Kaffeeplantagen transportierten. Auf diese Weise konnten wir ein wenig Geld verdienen.

Die Arbeit war kreativ und neu und machte mir daher Spaß.

Mehr als alles andere genoss ich jedoch die tägliche Gesellschaft meines neuen Partners nach so vielen einsamen Monaten.

Schon bald waren wir in der Nachbarschaft bekannt, und täglich kamen immer mehr Plantagenbesitzer mit neuen Aufträgen zu uns. Ich verließ morgens um vier das Haus, um mich mit meinem Partner am Fluss zu treffen. Bis um fünf sollten die ersten Plantagen beliefert sein, und wir waren den ganzen Tag über bis in den späten Nachmittag hinein beschäftigt. Das Geld, das ich verdiente, hob ich in einer kleinen Holzschachtel auf, die ich in der Nähe meines Nachtlagers unter einer losen Bodendiele versteckt hielt.

An einem Sonntag ging ich mit meinem erworbenen Schatz auf Elvia zu, streckte ihr ein paar Scheine entgegen und sagte: »Ich möchte, dass du es mir bringst!«

Elvia legte gerade einige Kräuter, die sie gesammelt hatte, zum Trocknen auf altes Zeitungspapier und schaute mich nun verdutzt an. »Bringen? Was soll ich dir bringen?«

»Alles!«, erwiderte ich entschlossen. »Ich will alles lernen. Alles, was mit Magie und Hexerei zu tun hat. Ich zahle auch. Hier, sieh, das habe ich schon verdient!«

Elvia kam näher und schaute erst verblüfft meinen Schatz, dann wieder mich an und brach dann in schallendes Gelächter aus. »Du willst, dass ich dich unterrichte. Haha, das ist gut! Mein kleiner Freund, das ist wirklich gut!« Aus irgendeinem Grund schien sie sehr erheitert zu sein.

»Nur leider kann ich das nicht, auch wenn ich es gerne täte. In meiner Tradition waren schon immer ausschließlich wir Frauen die Träger der Geheimnisse, und so soll es auch weiterhin sein. Ich weiß, mein Kleiner: Wir leben in einem Land, in dem die Männer sich an der Macht fühlen. Aber das trifft zum Glück nicht auf alle Bereiche zu!«

Sie krümmte sich vor Lachen. »Tut mir wirklich leid, Kleiner, aber geh doch schnell zum Nachbarn und kauf uns von deinem Geld ein schönes fettes Huhn für das Mittagessen, ja?«

Amüsiert und selbstgefällig ging Elvia wieder an ihre Arbeit, und ich hatte keine Wahl, als verwirrt und enttäuscht ein Huhn zu kaufen. Ich hatte das Gefühl, das Leben stellte mich auf eine Probe und wollte wissen, wie ernst es mir wirklich mit dem Wissen war. Vorerst blieb es mir also weiterhin verborgen.

Ich versuchte einige Male, heimlich zu lauschen, wenn Elvia den beiden Mädchen Unterricht erteilte, aber schon nach wenigen Sekunden fühlten sie meine Anwesenheit und scheuchten mich weg. Oder die Hühner um mich herum fingen lauthals an zu gackern und zogen so die Aufmerksamkeit der Frauen in meine Richtung.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich wieder auf meine Arbeit zu konzentrieren. Doch schon sehr bald wurde sie mir langweilig, und ich merkte, dass Geld und Erfolg nicht den Mangel dessen wettmachen konnten, was ich aus tiefstem Herzen wollte und nicht erreichen konnte.

Der ursprüngliche Antrieb, der Sinn meiner Arbeit, hatte sich in Luft aufgelöst, und so begann ich, jeden Morgen etwas später das Haus zu verlassen und meine Pflichten mit der Zeit immer mehr zu vernachlässigen. Es musste etwas geschehen.

In jener Zeit stieg die Gewaltbereitschaft in Kolumbien immer weiter an. Es verging kaum ein Tag, an dem ich nicht Zeuge einer Auseinandersetzung wurde, eines Raubüberfalls oder gar eines Mordes. Ich kann mich noch sehr genau an die Geräusche und Gerüche der allabendlichen Gefechte und Hinrichtungen erinnern. Es war schrecklich!

Es gab keinen besseren Moment, um erneut meinen Aufenthaltsort zu wechseln. Ich hatte etwas Geld angespart, und

mein Ziel stellte sich mir klarer dar als je zuvor: Ich wollte in die Geheimnisse eingeführt werden – und zwar sofort. Und ich wusste auch, wohin ich dazu gehen musste: an den Amazonas, in den Dschungel, denn dort, so sagte man, waren die Geheimnisse verborgen und warteten auf mich.

Eines Tages nahm ich also meinen ganzen Mut zusammen, kaufte mir von meinen Ersparnissen ein Pferd und schloss mich einem herumziehenden Mann an, der nach Villavicencio reisen wollte: eine Stadt, die sich am Rand der sogenannten Llanos befand, der weiten, steppenähnlichen Gegend am Rand des Amazonas. Den Rest meines Geldes ließ ich bei Elvia, zum Dank für ihre Gastfreundlichkeit. Für mich nahm ich nur wenig mit.

Die Reise war lang, aber wunderschön. Ich liebte es, unterwegs zu sein: eine Neigung, die ich mein gesamtes Leben lang beibehalten sollte. Wir ritten morgens um vier Uhr los und machten kurz vor Mittag Rast. Zum Essen suchten wir uns Früchte oder nahrhafte Pflanzen, die in Hülle und Fülle am Wegesrand wuchsen. Wie reich Kolumbien doch eigentlich war, bemerkte ich zum ersten Mal auf dieser Reise. Überall gediehen die herrlichsten Früchte und plätscherten die reinsten Wasserquellen.

Später auf unserer Reise lehrte mich mein Weggefährte das Jagen. Und so aßen wir auch Fisch, Huhn oder Rindfleisch, das wir abends über dem Feuer brieren. Wir jagten mit Pfeil und Bogen, und meine Jagdfähigkeiten verbesserten sich stetig.

Wir waren etwa vier Wochen unterwegs, bis wir in den Llanos ankamen, dem Grenzgebiet zum Urwald Amazonas. Ich war dreizehn Jahre jung, als ich am Fuß des großen und geheimnisvollen Dschungels, dem Hüter des übersinnlichen Wissens und der ursprünglichen, überbordenden Natur, angekommen war. Das Abenteuer konnte beginnen.

Überleben

Die Llanos sind ein südlich von Bogotá gelegener Landstrich mit tropischem Klima und vielen Wasserstraßen und großen Flüssen. Weite Felder und Orte mit üppiger, farbenfroher Vegetation beherbergen eine Tierwelt von enormer Vielgestaltigkeit. Kolumbien ist das Land mit den meisten Vogelarten und einem ungeheuren Reichtum an Pflanzen. Vor allem seine Vielfalt an Orchideen sucht weltweit ihresgleichen.

Mein Reisepartner und ich organisierten uns ein Motorboot, das uns fortan täglich als Fortbewegungsmittel diene. Wir fuhren tagein, tagaus auf den Flüssen der Llanos, und ich kam zum ersten Mal in meinem Leben mit Indigenas in Berührung.

Diese Indigenas waren ein Volk, welches sich *Guahibos* nannte und aus *Semidomados* bestand, es handelte sich also um einen Stamm, der relativ eng mit Weißen in Kontakt stand, vor allem wegen wechselseitiger Handelsgeschäfte. Die Guahibos hatten den Ruf, dass es schwierig bis unmöglich sei, näher an sie heranzukommen. Sie hatten ihren eigenen Jargon und sprachen nur dann spanisch, wenn sie etwas von uns Weißen wollten.

Trotz dieser kulturellen Barriere schafften wir es, mit drei Guahibos eine Art Freundschaft aufzubauen. Sie brachten uns einige grundlegende Überlebensregeln für den Urwald bei und zeigten uns verschiedene Heilpflanzen sowie deren Wirkung auf den Menschen. Als Gegenleistung überließen wir ihnen unser drittes Messer. Sie lehrten mich außerdem einige

äußerst nützliche Kniffe und Tricks für den Fischfang. Ich vermachte ihnen dafür meinen Ledergürtel, den mir meine Eltern zum zehnten Geburtstag geschenkt hatten.

Auch einige Heilsprüche, die zusammen mit den Blättern des *Cordonsillo*-Baums² wirkungsvoll gegen das Gift vieler Amazonasschlangen halfen, verrieten sie mir. Es war deutlich zu erahnen, ja fast schon zu riechen: Ich war den großen Geheimnissen der übersinnlichen Welt schon sehr nahe gekommen, und es würde nicht mehr lange dauern, bis ich zu den Mysterien des Amazonas vordringen würde.

Doch zunächst sollte mein Weg mich ein weiteres Mal von meinem ursprünglichen Ziel entfernen. Eines Tages lernten wir einen *Gringo* kennen: einen Nordamerikaner, der für ein Unternehmen arbeitete, das viel Geld für Tierfelle bezahlte. Das Fell eines »Tigers«, wie er sämtliche Raubkatzen nannte, war eine gefragte Ware in dieser Firma.

Ich kann mir heute nicht mehr erklären, was ich mir dabei dachte, in dieses schmutzige Geschäft einzusteigen. Doch mein männlicher Jagdinstinkt sowie die Verlockung der US-Dollar übten wohl seinerzeit eine stärkere Anziehung auf mich aus als die Geheimnisse, auf deren Spuren ich mich bewegte. Und so kam es, dass ich anfang, für diese Firma zu arbeiten, um schon bald darauf die ersten und gleichzeitig auch die letzten US-Dollar meines Lebens in den Händen zu halten.

Viel nachgedacht habe ich nicht über das, was ich da tat. Wie konnte ich auch? Es vergingen viele Monate, in denen ich mich hoffnungslos verding in der Welt des Geldes, des Prestiges und des vermeintlichen Erfolges. Wir wagten uns immer weiter in den Amazonas hinein: dorthin, wo wir die fetteste und kostbarste Beute vermuteten.

Eines Tages jedoch entschloss ich mich, alleine weiterzumachen, und trennte mich von meinem Weggefährten. Es war zu einer Art Konkurrenzkampf zwischen uns gekommen, der mir unangenehm war und mich das Weite suchen ließ. Einige Wochen vergingen, und ich fuhr den Rio Meta immer weiter flussabwärts, bis mir eines Tages am Flussufer einige unbekannte Indigenas begegneten.

Erst in diesem Augenblick bemerkte ich, dass sich die Landschaft um mich herum verändert hatte und ich mich nun wohl tief im Inneren des Amazonasurwaldes befand. Es waren sehr dunkelhäutige Indigenas, die ihre Körper auf natürliche Art und Weise zu Schau trugen und keine Kleidung an ihrem Leib hatten. Sie sprachen eine andere Sprache als die Guahibos, und ich fühlte deutlich, dass sie mir zunächst alles andere als freundlich gesinnt waren.

Sie beobachteten mich aus der Ferne, tuschelten und lachten über mich. Ihre Blicke waren mir sehr unangenehm und fühlten sich wie bohrende Pfeile auf meiner Haut an. Doch meine Neugierde war geweckt worden, und ich wollte einen Weg finden, mich diesen Menschen zu nähern.

So versuchte ich, mich zunächst durch Körpersprache mit ihnen zu verständigen, ihnen zu zeigen, dass ich mit friedlichen Absichten gekommen war. Ich begann, große Bilder in den Sand zu malen. Minuten vergingen, und ich erntete nicht mehr als fragende Blicke und das feindselige Gelächter der Indigenas, bis sich irgendwann ein Mann aus der Gruppe zu mir wandte und mich in gebrochenem Spanisch fragte: »Du Jäger sein?«

»Ja, ja. Ich bin Jäger – genau!«, erwiderte ich, mir keiner Schuld bewusst.

»Du wollen wissen, wo warten Beute auf dich?«

»Natürlich möchte ich das wissen. Gerne!«

Daraufhin reichte mir der Indigena eine große, schalenförmige Kürbisfrucht, die mit einer eigenartig riechenden Flüssigkeit gefüllt war. »Das trinken du! Alles, bis Ende! Los!«

Es war keine Bitte.

Mir war etwas mulmig zumute, und ich überlegte kurz, was ich nun tun sollte. Konnte ich diesen Menschen vertrauen? Vielleicht boten sie mir ja Gift an, um mich zu töten? Aus welchem Grund sollten sie das aber tun wollen?

»Ist Medizin von uns. Yagé. Wird dir sagen, wo warten Beute auf dich«, erklärte nun der Indigena, der mein Zögern wohlweislich bemerkt hatte. Das beseitigte dann doch alle meine Zweifel, denn natürlich war ich neugierig und wollte wissen, wo die Beute auf mich wartete. So trank ich die Schale mit einem Zug aus und schüttelte mich danach kräftig. Einige der Indigenas klopfen mir aufmunternd auf die Schulter, als ich, von dem unangenehm säuerlichen Geschmack angewidert, das Gesicht verzerrte.

Auch einige von ihnen tranken nun einen großen Schluck Yagé. Es fiel kein einziges Wort mehr zwischen uns, und so zog ich mich zurück und suchte den Schutz einiger Bäume mit steil zur Seite gebogenen Stämmen.

Ich lehnte mich mit dem Rücken an einen der hohen, weit ausladenden Bäume in Ufernähe und schaute auf das Wasser. Allmählich begann ich mich eigenartig und schummerig zu fühlen. Mein Körper wurde mit einem Mal schwer und schien nicht mehr zu mir zu gehören. Von Minute zu Minute wurde mir bewusster, dass ich die Kontrolle über mich zu verlieren begann und in eine mir unbekannte Welt eintauchte.

Mit einem Mal bemerkte ich, dass ein Indigena neben mir

stand, in seiner Hand eine weitere Schale mit Yagé. Ohne zu überlegen trank ich auch die zweite Portion bereitwillig aus und sank dann wieder gegen den Baumstamm.

Es begann langsam zu dämmern. Ich fühlte eine Art Beklommenheit in mir aufsteigen. Mein Kopf schien die Größe eines Heißluftballons anzunehmen, und den Rest meines Körpers konnte ich überhaupt nicht mehr fühlen. Ein intensiver, stechender Geruch nach Feuchtigkeit, Erde und Wildheit erfüllte mich, und ich nahm wahr, dass das Rascheln der Blätter über meinem Kopf immer lauter wurde, bis es Furcht erregende Ausmaße annahm. Ich hielt mir die Ohren zu, doch dadurch verstärkte sich das Rauschen nur.

Es dröhnte, raschelte und pochte in meinem Kopf, und ich wurde von panischer Angst ergriffen. Mir wurde schwindelig, als ich sah, wie sich die Bäume auf mich zubewegten und mir hässliche Fratzen mit gefletschten Zähnen zeigten. Ich hatte keine Kontrolle über meinen Körper, daher konnte ich nichts anderes machen, als diesen Fratzen hilflos entgegenzublicken und dem Röcheln aus ihren Kehlen zu lauschen.

Das wilde Pochen meines Herzens vermischte sich mit dem dröhnenden Lärm der Bäume. Plötzlich sah ich andere, dunkle Wesen näherkommen und bemerkte, wie sich mein Körper mechanisch erhob, um in Deckung zu gehen. Wie von Sinnen begann ich zu rennen: geradeaus in den Urwald hinein. Es war stockdunkel um mich herum, und weit und breit war kein anderes menschliches Wesen zu sehen.

Die Indigenas hatten mich alleine gelassen, und in mir stieg ein rasendes Gefühl der Panik hoch. Ich war verloren! Ich wusste nicht mehr, wo mein Boot war, geschweige denn, in welcher Richtung sich der Fluss befand. Das Dröhnen in

meinem Kopf wurde immer stärker, und mein Körper hörte nicht auf, orientierungslos herumzustolpern. Immer wieder sah ich dunkle Wesen herandrängen, um mir Angst zu machen, mich auszulachen oder mich gar zu berühren.

Ich begann mich wie weniger als nichts zu fühlen. Mehrmals übergab ich mich, doch selbst in diesen Augenblicken hörte mein Körper nicht auf, sich fortzubewegen. An weitere Details kann ich mich nicht mehr genau erinnern. Ich weiß nur, dass der Moment kam, in dem es hell wurde und ich die Sonne hinter einem Nebelstreif durchscheinen sah. Mein Zustand war unverändert, und ich irrte gepeinigt und voller Angst weiter.

Irgendwann wurde es wieder dunkel, und mein Körper ließ sich fallen. Ich lag auf der feuchten Erde, als es erneut zu regnen begann, und die dunklen Energien um mich herum brachten mich zunehmend um den Verstand. Ich spürte Tiere, die über mich stiegen, und Mücken, die mich zerstachen. Eine wütende Raubkatze mit blutunterlaufenen Augen funkelte mich an und raunte: »Ich werde dich töten. Du hast meine Familie getötet, und jetzt werde ich mich an dir rächen.«

Die Raubkatze begann ein unwirkliches, grässliches Geräusch von sich zu geben, das sich auf beängstigende Weise mit dem Rauschen der Bäume mischte. Ich richtete mich wieder auf und begann wie ein Wahnsinniger zu rennen. Wohin auch immer. Einfach nur weg von hier.

Meine nächste Erinnerung ist, dass ich erwachte und wieder annähernd Herr über meine Sinne war. Ich lag inmitten von riesigen Baumwurzeln und dämmrigem Licht auf dem nassen Boden. Dicker Nebel umgab mich, der Geruch von Erde und Feuchtigkeit war durchdringend und unverkennbar.

Die Wirkung des Trankes schien endlich nachzulassen, und

ich begann, den Ernst meiner Lage zu erkennen: Ich war allein, hatte mich verirrt, war ohne mein Gewehr und den geringsten Anhaltspunkt, aus welcher Richtung ich gekommen war – völlig hilflos und verloren.

Meine Haut schmerzte, und mein Körper war übersät von Schrammen, Beulen und tiefroten Entzündungen, die wohl die Folge unzähliger Insektenstiche waren. Meine Kleidung löste sich an mehreren Stellen auf, und ich blutete leicht an der unteren Hälfte meines rechten Rippenbogens.

Der Nebel ließ mich nur etwa zwei Meter weit sehen. Der Rest war ein undurchschaubares, bedrohliches Territorium voller unbekannter Geräusche, Bewegungen und Gefahren. Ich konnte die Raubkatze hören; ihr ächzendes Brüllen, das mir durch Mark und Bein drang.

Vor Angst war ich wie von Sinnen. Tagelang irrte ich so durch den Amazonaswald. Es waren mit Abstand die schlimmsten Tage meines Lebens, die meinen weiteren Weg unwiderruflich prägen sollten. Ich weiß bis heute nicht genau, was das für ein Yagé war, der mir damals verabreicht wurde. Niemals wieder war die Wirkung so langandauernd und intensiv wie bei dieser Odyssee des Schreckens.

Aufgrund der Dichte des Waldes und des Nebels, der mich durchgehend begleitete, konnte ich an keinem dieser entsetzlichen Tage die Sonne sehen, die mir als Orientierung hätte dienen können. Die Stunden, in denen ich meine Umgebung im dämmerigen Licht erkennen konnte, waren spärlich: Ich schätze aus heutiger Sicht, dass es gegen halb elf Uhr vormittags hell wurde und sich das Licht schon um drei Uhr nachmittags im Dunkel verlor: So dicht waren der Nebel und das Gestrüpp an diesem Ort des Amazonas.

Besonders die Nächte waren verstörend. Die Geräusche der Bäume um mich herum verwirrten mich zutiefst. Sie schienen mir unaufhörlich etwas zuzuflüstern und mir Angst machen zu wollen. Im Dunkeln konnte ich die Hand vor meinen Augen nicht sehen. Dazu kamen die anhaltende Feuchtigkeit, die zahllosen Insektenstiche und die Gewissheit, dass in jedem Moment unzählige Feinde versteckt auf mich lauerten.

Es regnete die ganze Zeit über, und meine Kleider begannen, sich langsam in einzelne Fäden aufzulösen. Die Laute der Raubkatze ganz in meiner Nähe waren mir ständige Begleiter in diesen Tagen. Jedes Mal dachte ich: »*Jetzt ist es aus mit mir!*«, und ich konnte spüren, wie ich bis in die Knochen zitterte.

Es kam mir einfach nicht in den Sinn, dass ich irgendetwas gegen die gewaltige Kraft der wilden Natur ausrichten könnte. Ich fühlte mich wertlos, unbedeutend und verlassen, als ich hoffnungslos durch den undurchdringlich scheinenden Dschungel irrte.

Aus irgendeinem Grund geschah mir aber nichts. Keine giftige Schlange biss mich, und auch die Raubkatzen, die mir oft so nahe kamen, dass ich einmal sogar ihren Atem hören konnte, taten mir nichts zuleide.

Ich ernährte mich von Früchten, die ich vorher in den Händen der Indigenas gesehen hatte. In den Nächten suchte ich die Nähe hoch emporragender Baumwurzeln und drängte meinen geschundenen, vor Kälte starren Körper schutzsuchend gegen sie.

Bald jedoch änderte sich etwas in mir, und meine Lage begann sich allmählich zu entspannen. Meine Angst hatte ihren Höhepunkt längst erreicht, sodass ich anfang, mich an meine aussichtslose Situation zu gewöhnen. Während der wenigen

